

JCR Malnik

# Royal Mile

## Mein Schritt aus den Schatten

Wenn sich zwei Wesen, die es rein wissenschaftlich nicht geben dürfte, über den Weg laufen, entstehen Geschichten wie diese.

Es war am Sonntagabend, den 14. Mai, im Jahre 1995. Ich saß entspannt auf der alten Friedhofsmauer und lehnte mit dem Rücken gegen ein steinernes Kreuz. Nichts, außer dem fernen Hupen eines Autos, störte die idyllische Ruhe dieses nächtlichen Parks. Ein Abend wie jeder andere. Meine Augen betrachteten die imposant heraufziehende Wolkenwand, die schon bald das helle, silberne Licht des Vollmondes verfinstern würde. Die Luft roch salzig frisch nach Nordsee. Ich tat, was ich meistens tue, ich dachte nach. Mein Blick schweifte wehmütig über die verwitterten Gräber. Uralte Grabsteine, einige noch älter als ich, standen still, vom Mondlicht geküsst, im feuchten Rasen. Sie erzählten vom Leben, das bereits vom Nebel der Vergessenheit umgeben war. Ich beneidete sie, sie alle, die darunter begraben lagen, ihren letzten Atemzug vor langer Zeit getan hatten und wahrscheinlich endlich ihren Frieden gefunden hatten. Die Ruhe vor den ständigen Fragen, die sich ein irdisches Bewusstsein täglich stellt, ohne Aussicht, eine befriedigende Antwort darauf zu finden. Ich legte mich, weiter meinen Gedanken nachhängend, auf die Mauer und betrachtete erneut die Wolken, die eilig über den Mond huschten. Richtig bewusst spürte ich das Leben und die Erregung, welche meine letzte Mahlzeit durch meine alten Adern schießen ließ. Sterne glitzerten vereinzelt durch die wenigen Risse in der Wolkenwand. Es hätte eine wirklich gemütliche Nacht werden können.

Plötzlich überfiel mich eine innere Unruhe, wofür es keinen ersichtlichen Grund zu geben schien. Ich setzte mich auf. Ein unangenehmes Gefühl kroch ungebeten, immer nach mehr Aufmerksamkeit fordernd, durch meinen Körper.

Meine Muskeln spannten sich an, und mein altes Herz schlug schneller, als wollte es mich vor etwas warnen. Unfähig, diese Art von Befinden einzuordnen, hoffte ich durchaus für einen kurzen

Augenblick, dass dies der Anfang meines eigenen Sterbens sein könnte.

Mein alter, physisch erst 35-jährig wirkender Körper (mit Betonung auf wirkend) fühlte sich plötzlich eigenartig fremd an. Mit dem Sprung von der Mauer versuchte ich, dieses seltsame Gefühl in mir wieder loszuwerden. Leider erfolglos! Auch fester Boden unter meinen Füßen änderte nichts an diesem eigenartigen Befinden. Meine Augen scannten die Umgebung, doch Außergewöhnliches war nicht zu entdecken. Im schützenden Schatten der Mauer kauerte ich nun gespannt da. Alle meine Sinne auf Empfang und kampfbereit. Nur wozu? Dieses Unbehagen kroch unaufhaltsam weiter durch meine Eingeweide. Eigentlich eine perfekte Nacht, um zu sterben. Doch es kam dann, wie meistens im Leben, ganz anders. Erst das knatternde Quietschen vom eingerosteten Eingangstor des Grave Yards riss mich aus diesem Zustand. Ein junges Paar betrat ausgelassen kichernd den nächtlichen Park des Friedhofs. Durchaus nichts Ungewöhnliches! Doch meine ganze Aufmerksamkeit wurde förmlich zu den zwei Personen gesogen. Erst recht, als ich dieses enorme lila Energiefeld entdeckte, das eine der beiden Gestalten umgab. Niemals zuvor sah ich ein so Mächtiges, das sich jetzt vor meinem Auge, in diesem beeindruckenden Licht- und Farbenrausch ausbreitete.

Vielleicht sollte ich an der Stelle erwähnen, dass alle Lebewesen von farbiger Energie umgeben sind. Zumindest für meine Augen. Betrachte ich abends eine belebte Straße voller Menschen, bietet sich mir ein fantastisches Kaleidoskop von Farben. Besonders in regnerischen Nächten, wenn sich diese Farbschleier in den Regenpfützen und auf dem nassen Kopfsteinpflaster widerspiegeln, ist dies ein unglaublich faszinierender Anblick. Als hätte jedes Lebewesen seine eigenen, zu verschiedenen Rhythmen tanzenden Nordlichter um sich. Selbst nach all den Jahrzehnten kann ich mich daran nicht sattsehen. Einer der wenigen Momente des Tages, in denen ich tatsächlich mag, was ich bin. Aber darauf komme ich zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal zurück.

Weiterhin galt meine ganze Aufmerksamkeit nur den beiden Ankömmlingen. Sie küssten sich, und um die Frau herum schimmerten diese kraftvollen purpurnen Lichter, die sich nun mit türkisfarbenen Einschlüssen von ihm mischten. Wenn zwei Menschen sich auf diese Art kurzschließen, vermischen sich deren Farbschleier. Für die Dauer des Kusses pulsieren ihre Energiefelder ineinander. So sehr ich mich auch bemühte, ich konnte meinen Blick einfach nicht abwenden. Nein, es war nicht mein gewöhnlicher Hunger nach Energie, der mich aufmerksam beobachten ließ, denn

ich hatte diese Nacht schon mehr als genug davon zu mir genommen. Der Vollmond schien wieder hell durch die Wolkenlücke. So konnte ich gut erkennen, was dort vor sich ging. Der junge Mann, Mitte zwanzig, mit halblangem, strähnig braunem Haar verdeckte mir mit seinem breiten Kreuz die Sicht auf sein weibliches Gegenüber. Doch die Frau konnte ich fühlen! Was er von ihr wollte, konnte ich seinen Gedanken entnehmen. Doch selbst jeder normal Sterbliche hätte dies an seiner Körpersprache erkennen können. Angestrengt versuchte ich, in die Gedankenwelt der Frau einzudringen, um auch ihr inneres Wesen zu ergründen. Zu meinem Erstaunen entpuppte sich dieser Versuch als kläglich erfolglos. Diese Erkenntnis faszinierte und irritierte mich gleichermaßen.

Gedanken von Menschen zu hören ist, wie ich an der Stelle erwähnen muss, eigentlich eine meiner leichtesten Übungen. Eine Fähigkeit, die einem Wesen wie mir die nötige Überlegenheit bietet, um sich zu nähern. Wenn ich mich in Menschenansammlungen aufhalte und die Sprechstimmen ausblende, ertönt die ganze Breite der Gedankenebene. Menschen denken in der Regel viel mehr als sie aussprechen. Zugegeben, es gibt auch welche, die mehr reden. Durch das Hören ihrer Gedanken erfahre ich sehr viel über die einzelnen Individuen. Allzu oft mehr als mir lieb ist. Die meisten Menschen verstecken ihre Geisteshaltung geschickt vor ihren Artgenossen.

Warum erschließt sich mir nicht immer ganz. Klar weiß ich, dass man seine Gefühle nicht jederzeit zeigen kann oder will, aus Angst, dass man verletzt wird. Aber gehört Schmerz nicht mit zum Leben?

Wäre es nicht besser, sich dieser Angst vor Zurückweisung oder einer konträren Ansicht zu stellen? Anscheinend lieben die Menschen dieses Versteckspiel vor ihren Artgenossen. Trotz der Tatsache, dass ihnen diese selbstgebastelten Masken so oft den Weg zum Glück versperren.

Gedanken hören zu können hat auch Nachteile.

Womit wir bereits bei den Lügen ankommen. Unwahrheiten verabscheue ich zutiefst, trotzdem ist unsere Welt voll davon. Kleine Notlügen, um sein Gegenüber nicht zu verletzen, gehören eigenartigerweise heute zum guten Ton. Dadurch schafft es wohl eine Gesellschaft, lange Zeit friedlich zu bleiben. Aber dreiste geplante Lügen, die Unwahrheit als Instrument, um sich einen Vorteil zu erschwindeln, diese widerstreben mir zutiefst. Sie machen mich nicht selten aggressiv. Einige Menschen haben in den vergangenen Jahrhunderten mit ihren Lügen sich bei mir ihr eigenes Todesurteil richtiggehend erbettelt. Mich zu belügen ist sinnlos, denn bereits in dem Moment, wo die Unwahrheit im Kopf des Gegenübers sich bildet

und wächst, habe ich sie bereits erkannt, noch bevor sie sich auf den Weg über die Lippen macht.

Während die beiden noch immer eng umschlungen, ausschließlich mit sich selbst beschäftigt, nur wenige Meter von mir entfernt standen, erwachten in mir kurz Erinnerungen an eine längst vergangene Zeit. Als ich selbst einfach ein ganz normaler junger Mann war. Schöne, interessante Frauen übten schon immer, auch auf mich, diesen unwiderstehlichen Reiz aus. Nicht selten erlagen diese Damen damals meinem Charme. Heute gibt es keine, die mir widerstehen kann. Auch ein Umstand, der mit meiner Existenz zu tun hat.

Das Aufblitzen einer stählernen Klinge riss mich abrupt aus meinen Gedanken. Die Frau hatte hinter ihrem Rücken ein Klappmesser aus ihrer Jeans gezückt. Bevor der junge Mann realisierte, was gerade geschah, zog sie ihm das Messer langsam über seinen Hals. Fassungslos betrachtete ich das Geschehen. Der kräftige Mann fasste sich bestürzt an den Hals und versuchte verzweifelt, das Blut, das jetzt aus seinen Venen floss, zu stoppen. Sie sah ihm dabei erschreckend teilnahmslos zu und schubste ihn etwas von sich weg, als wollte sie verhindern, dass sein Lebenssaft ihre Kleidung besudelte. Er versuchte sich noch an ihr festzuhalten, doch durch einen weiteren kräftigen Stoß ihrerseits an seine Brust verlor er das Gleichgewicht, fiel nach hinten auf den Rücken und blieb im feuchten Rasen liegen. Seine Hände probierten noch immer, das Blut daran zu hindern, aus ihm herauszulaufen. Sie beugte sich über ihn. Ihr völlig emotionsloses Gesicht erschrak nicht nur ihn. Ihr Energiefeld wuchs an, und aus dem zarten Lila wurde ein tiefes Blutrot.

„Hilf mir doch!“ flehte der junge Mann sie an.

Sie beugte sich über ihn und antwortete eiskalt:

„Schnucki, du hast Hilfe gar nicht verdient!“

Mit offenem Mund stand ich, alles genau beobachtend, da und trat unbemerkt einen Schritt vor, denn ich traute meinen eigenen Augen nicht mehr. Der Mond kam hinter einer Wolke hervor und erhellte im selben Moment ihr Gesicht. Ich fuhr zusammen, als hätte mich ein Blitz getroffen. Mein Herz schien kurz zu stolpern. Dieses leicht gebräunte, französisch geschnittene Gesicht mit den hohen Wangenknochen, diesem feinen Schmollmund und der süßen Stupsnase war mir nicht fremd! Diese tiefgründigen Augen, dieser freche, herausfordernde Blick, der nun direkt meine Augen traf, brachte meine Welt für einige Sekunden zum Stillstand, um sich danach für eine weitere Minute in Zeitlupe weiterzudrehen. Eine warme, angenehme Welle schwappte währenddessen durch meinen ganzen Körper. Es war schon so lange her! Niemals hätte ich geglaubt, ihr tatsächlich eines Tages wieder zu begegnen!

„Da seid Ihr ja wieder“, flüsterte ich fasziniert. Ihr hier ein weiteres Mal gegenüber zu stehen wärmte die kalte Tiefe meiner Seele mit einem angenehmen Erschauern. Der erneute Versuch, mich mit ihrer Gedankenebene zu verbinden, scheiterte. Unverständlicherweise! Als würde ein unsichtbarer, mächtiger Türsteher jeden Versuch, in ihre Gedankenwelt einzudringen, gekonnt abwehren.

Ich war fassungslos, aber genauso aufgeregt.

Sie wandte ihren Blick von mir ab und sah erneut zu Boden.

Der junge Mann quälte sich noch einmal hoch auf die Knie und wollte sie an ihrem Hosenbein schnappen. Ich machte mich unbewusst bereit, sie gegen ihn zu verteidigen.

„Komm her du Scheißschlampe!“ brachte er noch krächzend raus, dann verpasste sie ihm als Antwort einen erneuten kräftigen Fußtritt gegen seine Schulter. Wie ein großer, nasser Sack Kartoffeln fiel er rückwärts zurück zu Boden und blieb liegen. Teilnahmslos sah sie auf den nun vor ihr liegenden, entkräfteten, um sein Leben kämpfenden Körper. Sekunden später stieg diese Frau eiskalt über ihn hinweg. Sie verließ, sein Blut vom Klappmesser leckend, den Friedhof als wäre nichts passiert. Auf dem Weg zum Eisentor klappte sie die Klinge wieder ein und ließ das Messer in ihrem Hosenbund verschwinden. Nur ein kleiner Teil des Griffs guckte noch heraus. Ich nahm die Verfolgung auf. Als ich an dem jungen Mann vorbei ging, hörte ich ihn noch leise röcheln. Er war noch nicht tot. Aber ich fürchtete, wenn ihn niemand in den kommenden Minuten finden würde, würde er es definitiv bald sein. Meine Aufmerksamkeit galt eine Sekunde später bereits wieder ihr.

Ich wurde förmlich magisch hinter ihr hergezogen.

„Da hat die Schöpfung aber einen echt niedlichen kleinen Todesengel nach Edinburgh geschickt!“ dachte ich schmunzelnd. Mit einem gewissen Sicherheitsabstand folgte ich ihr. Nicht weil ich mich vor ihr fürchtete, sondern damit sie mich nicht bemerkte.

Sie trug eine hellblaue verwaschene Levis 501, aus der rechten Gesäßtasche guckte eine Zigarettenschachtel. Sie fummelte kurz an ihrer Jeans, zog die Schachtel raus, klaubte eine Zigarette heraus und steckte sich diese mit dem Feuerzeug, welches sie aus der vorderen Jeanstasche kramte, an. Ihr schwarzer Hoodie war voller Blut, aber dank der Tageszeit sah er nur nass aus. Ihre bis zum Gürtel reichenden, dunklen Haare glänzten und schimmerten bordeauxrot im Licht der Straßenbeleuchtung. Obwohl sie eher sportlich gekleidet war, hatte ihre Art zu gehen die Grazie einer Königin. Die von ihr ausgeblasenen Zigarettenqualm-Schwaden, die der Wind immer wieder in meine Richtung schickte, sog ich tief in meine Lungen. Egal wer ihren Weg kreuzte, die Menschen sahen sich nach ihr um. Nicht

nur den männlichen, sondern auch den weiblichen Passanten fiel sie auf. Eine junge, blond gestrählte Schottin boxte ihren Begleiter unsanft in die Seite, als sie sein Zurückschauen bemerkte. Sie jedoch schien von all der Aufmerksamkeit keine Notiz zu nehmen.

So folgte ich ihr weiter unbemerkt ein ganzes Stück die Royal Mile hoch.

Sie blieb unvermittelt stehen, sah sich um und schnippte ihre fast zu Ende gerauchte Zigarette weg. Blitzschnell versteckte ich mich im schützenden Schatten eines Hauseinganges, um unentdeckt zu bleiben. Ich war mir eigentlich sehr sicher, dass sie mir direkt in die Augen sah, vorhin auf dem Friedhof. Aber nun schien sie mich bereits wieder vergessen zu haben. Seltsam! Wer vergisst schon einen Zeugen, wenn er im Begriff war, jemanden zu töten?

Ich mag keine unbeantworteten Fragen!

Noch einmal versuchte ich, in ihre Gedanken vorzudringen. Chancenlos!

Sie betrat nun den Eingang eines Hotels und verschwand für mir ewig lang vorkommende Minuten aus meinem Blickfeld.

Später ging in der obersten Etage in einem der Fenster das Licht an. Neugierig setzte ich mich auf das Dach des Hauses gegenüber. Nein, ich möchte jetzt nicht erklären, wie ich mich so schnell auf diesen Gebäudeteil bewegen konnte. Später. Am Fenster konnte ich ihre Silhouette erkennen. Sie kämmte ihr Haar mit einer Bürste und band es zu einem Pferdeschwanz. Sie schien nachdenklich ihr Spiegelbild in der Fensterscheibe zu betrachten, als stellte sie sich gerade selbst einige Fragen. Manchmal sah es so aus, als würde sie direkt zu mir herübersehen.

Wenige Minuten später zog sie die schweren Vorhänge zu und entschwand meinem analytischen Blick. Das Licht brannte eine Stunde. Ich saß noch immer wie angewachsen auf dem Dach des Hauses gegenüber, versuchend das Beobachtete rational zu analysieren. Die ganzen Geschehnisse des Abends zogen erneut vor meinem geistigen Auge durch. Immer wieder sah ich ihre Augen, wie sie in die meinen blickten. Sie musste mich gesehen haben!

Zu jenem Zeitpunkt war mir noch nicht bewusst, dass diese Nacht etwas verändert hatte. Mich!

Später schlenderte ich, wie schwerelos und so blöd es klingen mag irgendwie berauscht vor Glück, durch die beinahe menschenleeren Gassen, der Altstadt Edinburgh, zurück zu meinem Zuhause. Fast drei Jahrhunderte lang hatte ich auf diesen Moment gewartet und die Hoffnung bereits aufgegeben, sie wiederzusehen.

In meinem Haus in der Royal Mile angekommen, setzte ich mich in meinen großen Chesterfield Ohrensessel am Fenster, durch welches

nur das Licht der Straßenlaterne in den dunklen Raum fiel. Ich lehnte mich zurück und tauchte ab in die Tiefe meiner Erinnerung.

„Danke“, flüsterte ich nach oben. Mein sehnlichster, damals auf der Terrasse laut ausgesprochener Wunsch vor über 200 Jahren ging heute Nacht unerwarteter Weise in Erfüllung.

Könnte es also sein, dass da oben doch jemand zuhört, wenn man sich aus tiefstem und reinem Herzen etwas wünscht?

### **Inverness: Wir zählen das Jahr 1778**

Die schwere Eichentür der Schenke flog auf und schlug mit Wucht laut knarrend gegen die Steinwand der Gaststube. Mein bester Freund Greg stürzte herein und drückte die Tür, kraftvoll gegen den Sturm ankämpfend, wieder zu. Er war da, und jeder der Gäste hatte das unweigerlich mitbekommen. Seine Auftritte waren etwas forsch, obwohl es nie seine Absicht war.

Seine selbstsichere Ausstrahlung und seine ganze Erscheinung machten Eindruck. Mit ihm wollte sich so schnell keiner anlegen, schon gar nicht nüchtern. Getauft wurde er auf den Namen Gregory, aber außer seinen Eltern nannte ihn keiner bei seinem vollen Namen. Sein wie immer etwas ungepflegter Anblick ließ mich auch heute kopfschüttelnd schmunzeln. Seine wilden, leicht gewellten fuchsroten Haare, die in alle Richtungen zeigten. Sein zerschlissener, stellenweise etwas fleckiger und zu großer Lieblingsmantel aus dunkelbraunem Wildleder, der schlabberig über seinen breiten Schultern hing. Die wachen olivgrünen Augen und seine tiefe Stimme unterstrichen sein für mich sehr angenehmes Wesen. Er schüttelte sich den Regen aus dem Haar wie ein nasser Hund und zog anschließend noch genüsslich den Rotz die Nase hoch. In dem Augenblick erblickte er mich und kam fluchend an meinen Tisch.

„Was für ein elendes Mistwetter!“

Er zog mit seinem nassen, lehmig dreckigen Stiefel den Stuhl unter dem Tisch hervor, drehte ihn um und setzte sich darauf, die Arme auf die Lehne gestützt. Er setzte sich immer falsch herum auf Stühle, sodass die Rückenlehne als Stütze für seine Arme diente. Er schlüpfte aus dem Mantel und hing ihn über die Stuhllehne. Mit dem Ärmel seines Hemdes wischte er sich den Regen aus dem Gesicht.

„Na, mein hochwohlgeborener Freund, was gibt's schon wieder so blöd zu grinsen?“ fragte er, ohne die Antwort abzuwarten, denn er kannte sie schon.

Er sah sich ungeduldig in der Schenke um. „Herrgott nochmal, wo bleibt mein Bier, Madeleine?“ rief er ungeduldig.

Madeleine, ein Herz von einer Frau, Ende 50, eine stämmige, aber sehr liebliche Erscheinung mit langem, zur Hälfte bereits ergrautem

Haar, welches sie immer zu einem dicken Zopf geflochten hatte. Sie trug den nun gefüllten Krug zu uns an den Tisch und sagte in ihrer selbstbewussten, durch nichts aus der Ruhe bringenden Art:

„Hat Herr Ungeduldig auch wieder den Weg hierher gefunden?“ lächelte sie ihn an und stellte ihm sein Bier auf den Tisch.

Sie zwinkerte mir zu und ging zurück zur Theke. Mit einem Lächeln uns beobachtend, widmete sie sich wieder dem Abwasch. Sie kannte uns schon aus Kindertagen. Damals holten wir uns bei ihr immer auf dem Nachhauseweg ein Glas Milch und ein Shortbread. Greg, der kluge, kräftige, wenn auch verbal ungehobelte Sohn eines Schiffbauers und ich, der wohlgezogene gebildete Gentleman aus der Grafschaft oben am Hügel. Richtig dicke Freunde trotz unserer sehr unterschiedlichen Herkunft.

Unser erstes Aufeinandertreffen endete mit einem blauen Auge für mich und einer blutenden Nase bei Greg. Wir prügelten uns damals wegen eines verbalen Gefechts. Er nannte mich feiner parfümierter Pinkel und ich ihn müffelnder Schiffsjunge. Mein Vater gab es irgendwann auf, mir den Umgang mit Greg zu verbieten.

Greg nahm einen kräftigen Schluck Bier aus seinem Krug und stupste mir mit seinem sicherlich immer noch dreckigen Stiefel unter dem Tisch ans Bein. „Und wie laufen die Vorbereitungen zum heutigen Ball?“ Bei der Frage verdrehte ich genervt die Augen und seufzte: „Dasselbe Affentheater wie immer! Jedes Jahr schleppen sie mir neue Töchter aus guten Häusern Europas an. Ich frage mich, wann dies endlich ein Ende findet. Dieser unsäglich lächerliche Ball. Ich will nicht heiraten!“

Beim Gedanken an den heutigen Abend trank ich meinen erst gefüllten Becher Wein in einem Zug leer. Greg grinste breit über das ganze Gesicht.

„Sauft euch besser nicht zu sehr zu. Sonst bringt es eines dieser Weiber heute Abend doch noch fertig, euch zu bezirzen.“ Ich stellte mein Glas auf den Tisch, strich mir eine Strähne aus dem Gesicht, atmete tief durch und sah Greg tief in die Augen.

„Wehe ihr wüsstet das nicht zu verhindern!“ drohte ich ihm grinsend. „Ihr könnt euch auf mich verlassen, mein Freund!“ zwinkerte er. Ich sah aus dem Fenster, und meine Gedanken schweiften ab.

„Ich möchte heiraten, weil ich die Frau mit jeder Faser meines Herzens liebe! Kein anderer Grund sollte zu einer Hochzeit führen“, sinnierte ich. „Kommt, seid nicht so streng mit eurem Vater. Er meint es doch nur gut mit euch. Und hey, an welchen Festen gibt es schon so viel hübsch verpacktes Frauenvolk wie bei den euren?“ versuchte er mich aufzuheitern. Ich winkte ab und wechselte abrupt das Thema.



Ich konnte nicht aufhören darüber nachzudenken, was auf dem Weg in die Schenke vorgefallen war. Greg bemerkte, dass ich gedanklich sehr abwesend war.

„Keylam, worüber zerbrecht ihr euch euren hübschen Kopf?“ wollte er nun wissen.

„Mein Freund, auf dem Weg hierher hatte ich eine Begegnung, die mich nicht mehr loslässt.“ Ich wollte es ihm eigentlich gar nicht erzählen, doch jetzt war es zu spät. Er würde sowieso nicht mehr lockerlassen, bis ich es verraten hätte.

„Ich hab eine interessante Frau getroffen, die mich völlig fasziniert hat.“ Greg verschluckte sich am Bier, hustete kurz und fragte vergewissernd nach.

„Moment mal, hab ich mich eben verhört? Saget ihr etwas von interessiert und fasziniert?“ Er sah mich überrascht an. „Wer zum Teufel schafft denn so was?“ Ich sah ihn an, nach den passenden Worten suchend.

„Jetzt redet schon! Ich brauche sofort die ganzen Details“, forderte er ungeduldig nach der Erzählung. Er kannte mich zu gut, um zu wissen, dass ich außer Oberflächlichkeiten bisher nicht viel über Frauen zu erzählen wusste. Liebschaften hatte ich durchaus einige. Ich zog Frauen förmlich an, was Greg nicht nur meinem Wohlstand zuschrieb. Nein, er sagte einmal im Spaß, mich hätten die Götter wohl aus Versehen in diese Welt geschickt (heute fürchte ich, er könnte damit gar nicht so falsch gelegen haben). Mit meinen 2 Metern bin ich durchaus eine imposante Erscheinung. Nun, Greg hatte jedoch auch einen Hang zur Übertreibung. Ich nahm das Gespräch wieder auf:

„Keine Ahnung, mein Freund. Ich wüsste all das selbst gerne.“

Ich fuhr mit der Erzählung fort, und Gregs Neugier wuchs weiter.

„Wie, ihr habt sie wieder gehen lassen? Ohne sie nach dem Namen zu fragen?“ erkundigte er sich, und ich nickte zustimmend.

„Habt ihr euren verdammten Verstand verloren?“

Greg schubste mich nun unsanft an die Schulter. „Aber jetzt erzählt endlich!“ bohrte er ungeduldig, mich mit aufforderndem Blick drängend weiter. Ich winkte Madeleine zu, dass sie mir noch einen Krug Wein bringen möge.

„Ich traf sie heute kurz vor Mittag, als ich durch den Wald ritt.“

Vor meinem geistigen Auge reiste ich zu dem Moment zurück, als ich ihr begegnet bin.

„Schon seltsam irgendwie“, raunte ich vor mich hin. Greg zog langsam genervt die Augenbrauen hoch und forderte mich mit einer Geste seiner Hand auf, endlich zu reden. „Also wie gesagt, auf dem Weg durch den Nebel in das Dorf hörte ich plötzlich eine Frauenstimme.“

„Nicht euer Ernst, oder? Was ist denn das wieder für ein bekackter Scheiß!“ Ich konnte aber im zähen Nebel niemanden entdecken.“

Greg riss seine Augen noch weiter auf und flüsterte:

„Das hat die gesagt? Bekackter Scheiß?“ Ich nickte schmunzelnd und erzählte weiter:

„Ich sah angestrengt in die Richtung, aus der die Stimme zu kommen schien, doch ich konnte durch den dichten Nebel nicht viel erkennen, also ritt ich langsam in die Richtung, aus der diese Frauenstimme kam.

„Au Mann! Unheimlicher geht's wohl nicht, oder?“ hörte ich erneut.

„Trotz der Wortwahl, die sogar eure übertrifft mein Freund, empfand ich den Klang dieser noch gesichtslosen Stimme als unheimlich angenehm. Kurz darauf tauchte schemenhaft eine zierliche Silhouette aus dem Nebel auf. Sie jedoch hatte mich noch nicht entdeckt, also beobachtete ich sie fasziniert. Sie trug seltsame Kleider.

Ein blaues Beinkleid, hauteng, das ihren knackigen Hintern betonte. Ein weißes, geripptes Unterhemdchen, das ihr wohl zu klein war, denn es bedeckte nicht mal ihren Bauchnabel. Sie war barfuß unterwegs trotz der doch kühleren Jahreszeit“, erzählte ich weiter. Er hörte gespannt und sehr aufmerksam zu. „Sie schien im Nebel irgendwie die Orientierung verloren zu haben, und es dauerte lange, bis sie mich überhaupt entdeckte. Erst als mein Hengst kurz wieherte, blickte sie erschrocken in unsere Richtung. Sie sah erstaunt und argwöhnisch zu mir. Ich glaube, ich starrte sie an.

„Na super, und wo kommst du jetzt her?“ sprach sie mich gleich an. Sie sah sich um und danach wieder zu mir hoch.

Ich saß, wohl immer noch dumm starrend, auf meinem Pferd. Mein Herz klopfte schneller unter meinem Hemd, und mein Blut fühlte sich plötzlich an wie Blubberwasser. Ich war von ihrem Anblick dermaßen irritiert, als wäre sie von einem fremden Stern direkt vor meine Füße gefallen. Sie hatte gürtellanges, schwarzes Haar mit einem nie zuvor gesehenen Rotweinschimmer.“ Bei der Erinnerung an diesen Moment hielt ich kurz mit der Erzählung inne.

„Herrje Keylam, jetzt spannt mich nicht so auf die Folter!

Erzählt weiter!“ drängelte mein Freund und holte mich damit aus meinen Gedanken zurück an den Tisch in der Schenke. Ich trank noch mal einen kräftigen Schluck aus dem Krug und fuhr fort: „Sie kam auf mich zu und sagte:

„Kannst du nicht reden? Nur dumm gucken?“ Sie hielt nun meinen Hengst am Halfter fest und streichelte über seine Nüstern.

„Redet dein Herrchen immer so viel?“ fragte sie nun mein Pferd und sah anschließend wieder herausfordernd zu mir hoch.

„Mein Name ist Keylam, ihr seltsames Weib“, antwortete ich stotternd. Gerne hätte ich mich für diesen Satz selbst an die Stirn

gehauen, aber zu spät, er war raus, und postwendend ertönte ein lautes, herzhaftes Lachen ihrerseits. Aber dieses Lachen war das schönste, das ich je gehört habe. So klar, angenehm und von innen heraus mit einem Kiekser am Ende. „Ey, wie geschwollen quatschst du denn?“ fragte sie mich. Ich richtete mich, leicht empört über ihre Frechheit, im Sattel auf. „Entschuldigung? So sprechen Menschen, die eine gute Kinderstube genossen haben und ein Fünkchen Anstand ihr Eigen nennen dürfen“, konterte ich freundlich, aber auch belehrend. Sie sah mich an, als wäre ich ein Geist und wollte eigentlich etwas erwidern, aber dann winkte sie ab und sagte nur:

„Tut mir leid. Du kannst ja nichts dafür, dass ich so einen Scheiß träume.“ Diese Worte verwirrten mich. Dachte sie tatsächlich, dass sie in einem Traum war? Das musste ich umgehend klarstellen, obwohl es sich komisch anfühlte. „Entschuldigt, aber ihr befindet euch nicht in einem Traum. Nein, ihr seid durchaus so real wie ich und mein Hengst, der übrigens auf den Namen Thor hört.“ Sie sah mich belustigt an und schien sich das Lachen zu verkneifen, als müsste sie mich nicht wirklich ernst nehmen.

„Ist ja klar, so was wie du rennt ja an jeder Ecke rum“, meinte sie süffisant lächelnd. Ihr Blick wanderte nun wieder zu mir hoch: „Jetzt mal ganz im Ernst. Wenn das kein Traum ist, weißt du sicherlich, wie ich hier aus diesem nervigen Scheiß-Nebel rauskomme?“

Ich rutschte vom Pferd zu ihr runter und stand ihr nun gegenüber. Sie war nicht größer als 1.70 m und sah nun, etwas beeindruckt von meiner Größe, noch immer zu mir hoch.

„Nun ja kleines, freches Fräulein, Nebel hat die Angewohnheit, sich selbst aufzulösen, wenn er das möchte und man etwas Geduld hat. Oder macht er es da, wo ihr herkommt, anders?“

Sie lächelte nun und nickte.

„Geduld ist so ziemlich die einzige Eigenschaft, in deren Besitz ich nicht bin. Dazu fehlt mir auch schlichtweg die Zeit“, verriet sie mir, während sie von meiner nun vor ihr stehenden Größe doch etwas eingeschüchtert schien. Sie wandte sich von mir ab und schritt in die Richtung, aus der ich kam, und ich ging ungefragt einfach neben ihr her.

Sie sah mich amüsiert an und meinte: „Und warum redest du so geschwollen? Klingt ja wie bei Shakespeare.“

„Ihr meint William Shakespeare?“ vergewisserte ich mich.

Sie zog argwöhnisch eine Augenbraue hoch, als hätte ich was Dummes gefragt.

„Welchen denn sonst?“

Nun, mir kamen da einige Männer mit diesem Nachnamen in den Sinn, aber ich behielt es für mich.

„Der ist vor etwas mehr als hundert Jahren gestorben“, wandte ich ein.

„Rechnen ist wohl auch nicht so seine Stärke“, bemerkte sie kopfschüttelnd, zwar hörbar, aber eher zu sich selbst als zu mir. Ich war es nicht gewohnt, dass jemand von mir dachte, dass ich dumm wäre, also packte ich sie reflexartig am Oberarm und drehte sie zu mir.

„Euer freches Mundwerk muss ich mir nicht gefallen lassen, junge seltsam gekleidete Dame!“

Nun sah sie mir drohend, ihre Stirn kräuselnd, in die Augen und ermahnte mich:

„Lass mich sofort los!“

Ich lockerte den Griff und ließ schließlich ganz los. Sie rieb sich den Arm, ich fürchte, ich hatte etwas kräftiger zugepackt, als ich wollte.

„Ich bin seltsam gekleidet?“ fragte sie erstaunt und musterte mich von unten bis oben. Als ihr Blick in mein Gesicht zurückkehrte, nickte ich zur Antwort.

„Ah ja! Das sagt er, der hier im Gehrock, albern geschnittener Hose und Overknee Stiefeln rumrennt, als wäre er aus einem Scheiß Museum abgehauen?“ konterte sie kokett.

Still musterten wir uns gegenseitig. Als sich unsere Blicke wieder trafen, fragte sie erstaunlicherweise ernsthaft:

„Sag mal, welches Jahr haben wir denn jetzt, und wo befinden wir uns aktuell?“

Mir erschloss sich der Sinn der Frage nicht ganz, und ich war mir sicher, dass sich das arme Ding tatsächlich irgendwo ihren hübschen Kopf gestoßen haben musste. Meine exzellente Kinderstube ließ mich höflich antworten:

„Wir zählen das Jahr 1778. Wir befinden uns in der Nähe von Inverness in Schottland.“

„Tatsächlich, ja?“

Ihrer Frage und der Stimmlage entnahm ich, dass sie mir kein Wort glaubte. Sie senkte ihren Kopf und lächelte kopfschüttelnd. Plötzlich hob sie ihn wieder, warf einen hilfeschendenden Blick zum Himmel und rief:

„Wer um alles in der Welt denkt sich nur so einen verdammten Scheißdreck aus?“ Ich sah interessiert hoch, doch konnte ich dort oben, außer der vom Nebel verschlungenen Silhouette der Sonne, nichts erkennen.

„Wen brüllt ihr da oben eigentlich so an?“

Sie sah leicht genervt wieder zu mir, zuckte mit den Schultern und meinte:

„Keine Ahnung du Nervensäge! Gott, Zeus, oder suche dir einfach selbst ein den Menschen höhergestelltes Wesen aus.“ Sie stapfte

wütend weiter und blieb nach wenigen Metern mit ihrem nackten rechten Fuß in einer Moorpfütze stecken. In einer mir unverständlichen Sprache fluchte sie drauflos. Vergeblich mit beiden Händen an dem bis zum Knie eingesunkenen Bein ziehend, kochte sie sichtlich vor Wut. Bei diesem Anblick konnte ich mir ein breites Grinsen nicht mehr verkneifen. Ich stellte mich hinter sie:

„Entschuldigt ihr mich?“ warnte ich vor, umfasste mit meinen Armen ihre Hüfte und hob sie raus. Ich wollte sie sofort wieder loslassen, aber ich konnte nicht. Sie drehte sich, nun mit beiden Beinen (eines voller Schlamm bis hoch zum Knie) auf dem Boden stehend, noch von meinen Armen umarmt zu mir und sagte:

„Danke! Du kannst jetzt wieder loslassen.“

Was ich dann auch umgehend tat. Ich strich mir meine Haare wieder aus dem Gesicht und trat dabei einen kleinen Schritt zurück, denn wir standen uns in dem Moment für zwei Fremde doch sehr nah.

„Wer hat sich denn was ausgedacht?“ unterbrach ich das peinliche Schweigen, um auf ihren Ausruf gegen Himmel zurückzukommen.

„Ich träume das Ganze hier nur! Du bist nicht real, dein Gaul nicht, genauso wenig wie dieser verdammte Nebel und dieses Scheißmoor, das mich verschlingen wollte“, antwortete sie in einer Überzeugung, die mich kurz sprachlos machte.

„Dieses stattliche Pferd ist kein Gaul, sondern ein Hengst!“ nahm ich Thor in Schutz.

„Ihr stammt also nicht von hier?“ schlussfolgerte ich. Sie nahm meine Hand, schüttelte diese und meinte theatralisch lobend:

„Herzlichen Glückwunsch! Du hast es jetzt auch kapiert.“

So ein freches kleines Ding, dachte ich bei mir und sparte mir einen Einwand darauf.

„Dürfte ich mich euch jetzt vorstellen? Schließlich habe ich das gefräßige Moor daran gehindert euch gänzlich zu verschlingen“, gab ich zu bedenken, natürlich in der Hoffnung, mehr über sie zu erfahren.

„Was soll das bringen? Ich wache bald auf, und du bist weg und mit dir dieser ganze unheimliche Scheiß hier“, erwiderte sie um sich zeigend.

Was für ein Mundwerk sie hatte.

Unfassbar! Wie konnten aus so einem zarten Wesen nur solche Worte purzeln?